Das Geheimnis vom Brintnerhof

Roman von Erich Ebenstein.

(3. Fortsetzung.)

Dann hetzte sie sich in einen Wirbel der Geschäfte und Aufregungen, dem Begräbnis, die Haussuchung zu leiten. Im Heu fanden Knechte und Mägde aufgeregt flüsternd versammelt. Infolgedessen hitzige Aufreizung war auch unter ohne Wirkung geblieben. Die Mägde, die gestern abend am entschiedensten gegen sie gesprochen hatten, waren jetzt am ersten darin, daß die gesetzte Kündigung unterbliebe. „Es scheint doch her, als waren sie unschuldig wäre," meinten sie.

Die Knechte waren ruhig, stumm, „Wenn die Kommission etwas Verdächtiges findet, dann nehmen sie sie sogleich mit und dann gehen wir auch. Finden sie nichts, so waren wir halt nicht . . . ."

Es schien, als ob wirklich nichts gefunden werden wäre. Denn am Tage Justina „mitzunehmen" zum Amt, sah der Polizeiliche Weisung als er die das Sachverhaltsbund zurück brachte, sagte zum höflich zu ihr, wieder sein Gesicht plötzlich an Stimme gewonnen hatte. Zuerst Kind und gewichen Augenblick wie verblüfft an Mutter Gestalt, dann eilte sie die Treppe hinauf und schloß sich in ihr Zimmer ein. Jetzt war ihre Haltung Gefassheit plötzlich geschwunden. Verhörer auf einen Stuhl sinkend, stützte sie die Hände vor das Antlitz, weinend trockenen Schluchzen ihre Brust hob und senkte. Lange saß sie so. Dann wischte sie zum Tisch und schrieb einen langen Brief an ihren Bruder. Eben hatte sie die Adresse: Sebastian Schwaigreiter, Wirtschaftsbesitzer in Lorenbach, Steiermark, vollendet, als es sturmisch an die Tür klopfte: „Justina — um Gotteswillen, mach auf — daß mich ein!" rief Marei von draußen. Justina stützte Verdutzt wurf sich das Mädchen an ihre Brust. „Justina, ist das wahr? Ist's wahr?" stammelte sie. Die Schwester nickte. „Der Andres? Der Andres?" O Gott . . . ." — „Sturm" unterbrach sie Justina rauh. „Was schreit du? Eingesperrt ist doch noch nicht denunzier. Daß es so kommen wird, habe ich schon seit gestern Tagen gewußt. Aber der Andres ist unschuldig. Jetzt sei so gut und mache mir kein Aufsehen. Sie werden ja gleich wieder denken im Haus, daß —"

„Aber . . . ."

„Sein aber. Du mußt halt zusammennehmen, daß keiner dir was anmerkt, das verlange ich von dir! Kümmere dich überhaupt um nichts, hörst! Schau mir gut auf die Kinder . . . alles andere geht dich nichts an. Und da ist ein Brief an den Bruder. Den trage jetzt gleich auf die Post und wirf ihn selber in den Kasten, hörst? Denn ich traue niemand mehr . . . ."

Sie reichte ihr den Brief und stand eine Weile überlegend. Dann bat sie leise: „Was ich noch sagen wollte: Ich habe den Bubi gestern herzukommen. Und du — wenn's gutes Zimmer frißt, dann bitt' ich dich, daß er daheim und die Wirtschaft führt, bis . . . bis . . . ."

Ihre Stimme schwankte und erlosch wie ein Licht, das der Sturm ausgeblasen hat. In ihren Augen war ein starrer, abwesender Ausdruck. Wie verzweifelnd aufgerissen Augen umklammerte Marei ihren Arm. „Justina — um Tausendgottswillen — was soll denn das alles bedeuten? Ich verstehe ja nichts . . . ! Zum Ersten? Was — meinst — du — damit?"

Justina schob sie ungeduldig von sich. „Ganz nutzt du wohl! Du, was ich dir gesagt habe und Sinnerer dich nicht um anderes! Ich lebe ja auch noch . . . und so Gott will, wird alles gut werden! Jetzt geh, Marei!"

Dumpfend stützt Marei hinaus. Das war es! Jetzt wußte sie es: das hatte Konrad gestern so gedrückt.

Auch er hatte es kommen sehen, auf den Zehen gehört und ihr doch nicht zu sagen gewagt! Darum warnte er sie vor den Leuten. Darum sagte er, sie seien Gelächter. Weil sie dieses zuschlagen Verdacht auf den Andres warfen . . . . Und jetzt? In ihrem Kopf schoß alles wirr durcheinander. Schrecken, Mitleid, wahnsinnige Angst. Und sie sollte sich nichts merken lassen . . . ! Verzweifelt flüchtete sie sich in den Garten zu den Kindern, die sie schluchzend küßte, wieder und wieder, taub für ihre erschrockenen Ausrufe, stummt auf ihre Fragen.

Plötzlich fiel ihr der Brief an den Bruder ein. Der mußte sogleich besorgt werden. Ja, Bastl sollte kommen, sie brauchten ja alle nötig eine Stütze . . . . Kommt, Kinder, wir müssen einen Gang in den Ort machen für die Mutter."

Siebentes Kapitel.

„Nu, was habe ich gesagt? Wer hat jetzt recht — ich oder du? Ist doch wahr, daß die Brintnerschen den alten Mann ermordet haben!"

Mit diesen Worten trat Frau Berling in das Zimmer ihres Bruders, der am Schreibtisch saß. Rechnungen und Geschäftsbriefe lagen vor ihm auf der Tischplatte ausgebreitet, und er schrieb eilig, denn er war fünf Tage überreif gewesen, um im Süden Weineinkäufe zu machen. Jetzt galt es, daheim die versäumte Arbeit nachzuholen. Aergerlich über die Störung hielt er im Schreiben inne und sagte, ohne den Kopf zu wenden oder die Feder wegzulegen: „Kommst du mir schon wieder mit der leidigen Geschichte? Als ob durch Brintners Verhaftung etwas bewiesen wäre! Es gibt, wie ich dir verstehen kann, in Kalkreut ebenso viele Leute, die ihn für völlig unschuldig halten als —"

„O nein, heute nicht mehr! Aber du weißt ja noch nichts, da du erst gestern abend zurückgekommen bist! Schon bald nach Andres Brintners Verhaftung munkelte man, er habe dem Untersuchungsrichter gegenüber seine Frau verdächtigt!"

„Dummes Gewäsch! Wie kann man derjen hinschwatzen!"

„Warte doch. Es ist keine Albernheit. Heute kommt du es von jedermann in Kalkreut erfahren, daß es — wahr ist! Brintner hat sich gestern abend dem Untersuchungsrichter selbst vorstellen. Er sagte, es drückte ihn schon die ganze Zeit her, und man müsse er es aussprechen: Seine Frau und Konrad Ferchner hätten den Vater umgebracht!"

„Das hätte der Brintner gesagt? Er selbst?"

„Ja. Er selbst ist unschuldig und habe mit der ganzen Sache nichts zu tun. Nur jetzt, wo er Zeit zum Nachdenken habe, sei es ihm immer klarer geworden, die beiden müßten es getan haben. Die Frau hätte den Vater immer, weil er ihnen im Wege war und sein Geld nicht auch unter die Kinder verteilt habe. Dafür habe sie zu ihm, dem Andres, gesagt: „Du wirst sehen, er vermacht nach einmal alles Fremden, und du gehst leer aus! Aber wenn nur du wegwärest, den Großvater würde ich dann schon bald wegbringen."

Weil aber der Sohn nicht zu haben war zu einer Gewalttat, so habe sie sich den Ferchner dazu genommen, der ihr Liebhaber sei. Daraufhin, weil Brintner diese Angaben mit voller Bestimmtheit machte, wurden seine Frau und der Zahlmeister Ferchner noch gestern abend verhaftet."

„Und sie? Was sagte sie dazu?" fragte der Geschäftsleiter gespannt.

„Beide wurden noch in der Nacht mit Brintner konfrontiert und sollen ihm anfangs wie erstarrt zugehört haben. Dann riefen sie fast zu gleich: „Aber! der ist ja närrisch geworden! Nicht ein Wort ist wahr!"

Valentin nickte. „Das dacht ich mir! Der Brintner-Andres war ja immer ein heimlicher Säufer. Der weiß vielleicht gar nicht, was er zusammenredet!" — „Wie — das ist dir noch immer nicht Beweis genug? Daß sie nun alle drei in Haft und des Mordes angeklagt sind?" — „Noch ist die Anklage nicht erwiesen."

Frau Berta starrte ihren Bruder fassungslos an. Dann sagte sie langsam: „Ich begreife dich gar nicht, Valentin. Kein Mensch zweifelt mehr, daß sie schuldig sind. Wie kommst du dazu, für ihre Unschuld einzutreten?"

Er sprang heftig auf und maß die Schwester mit funkelndem Blick. „Weil du schuld bist, wenn sie heute als solche dastehen vor aller Welt! Kein Mensch hätte die Brintnerschen als Täter bezeichnet, wenn du nicht durch deine unbedachten Worte den Verdacht auf sie gelenkt hättest! Du hast das Wort zuerst unter die Leute geschleudert, und es ist gewachsen und hat Wurzel geschlagen, wie ich schon damals fürchtete!"

„Und wenn? Hätte es Wurzel schlagen können, wenn nicht Tatsachen es unterstützt hätten? Volksstimme — Gottesstimme!"

„Gott hat damit nichts zu tun! Höchstens deine Vorliebe für Brintner!" — „Valentin!!" — „Weil's wahr ist!" rief er, erregt auf und abschreitend, weil dieser alte Narr dem bisschen Frauenverstand verwirrt hat und dich jetzt in deinem Aerger, daß aus der Heirat nichts geworden ist, schwarz für weiß ansehen läßt! Aber gib acht, es könnte sich auch rächen an dir, daß du Unschuldige an den Strick liefern willst! Deine „Volksstimme" kann sich wenden und dich selbst als Verleumderin anklagen. Dann ist nur gefälligst die Suppe aus, die du dir eingebrockt hast. Ich bin nicht zu haben dafür. Mich geht die ganze Geschichte nichts an, das habe ich am ersten Tage erklärt, und daran halte ich fest!"

So heftig war Frau Berta seit dem Tode ihres Gatten nicht abgekanzelt worden. Ganz verdutzt sah sie den Bruder an. Dann blitzte plötzlich etwas wie Verständnis in ihren Augen auf.

„Jetzt weiß ich, warum du dich so ärgerst, Valentin," sagte sie kleinlaut, „aber darauf hatte ich ja wirklich ganz vergessen, daß du ein Auge auf Toni Maibach geworfen hast . . !" Er fuhr zusammen. „Ich?" fuhr er sie dann in einem Gemisch von Hohn und Zorn an. „Wer hat dir denn diesen Klatsch wieder zugetragen?" — „Aber ich merkte es doch, Valentin! Und andere auch. Und du fürchtest jetzt wahrscheinlich, wenn Toni erfährt, daß ich ihren Bruder als Mörder bezeichnet habe, könnte sie . . ."

„Du mir den einzigen Gefallen und kümmere dich nicht um meine Angelegenheiten auch noch!" unterbrach er sie schroff. „Ich denke gar nicht daran, mich zu verändern. Ich fühle mich ganz wohl in meiner Haut als Junggeselle und Geschäftsleiter!" — „Aber sie —" — „Was Frau Maibach denkt, geht mich nichts an. Und nun sei so gut und lasse mich allein. Ich habe zu arbeiten." Ohne sich weiter um die Schwester zu kümmern, setzte er sich wieder an den Schreibtisch und nahm die Feder zur Hand.

Im Herrenhause des Brintnerhofes herrschte Totenstille. Herr Sebastian Schwaigreiter, der gerade zurechtgekommen war, um die Verhaftung seiner Schwester brühwarm von den verstörten Leuten zu erfahren, stand rückwärts im Wirtschaftshof und verhandelte mit den Dienstboten. Sie hatten im ersten Schreck nun doch alle gekündigt, mit Ausnahme von Stina.

Aber als Schwaigreiter, obwohl selbst im Innersten erschüttert durch alles, was er vernommen hatte, ihnen ruhig zusprach und erklärte, daß er bis zu der sicher bald wieder ergolgenden Entbaftung der Herrenleute hierbleiben und die Leitung der Wirtschaft übernehmen wollte, fanden sich doch einige Besonnene, die ihre Kündigung zurücknahmen. Für die anderen, die ihren Lohn sofort ausbezahlt bekamen und sofort gehen mußten, sollten Taglöhner eingestellt werden.

Es war ein trüber, sonnenloser Tag, schwül und regnerisch. Die Kinder kauerten verschreckt in einem Winkel von Mareis Stube und wagten weder laut zu reden, noch zu spielen. Wenn sie auch nicht verstanden, um was es sich handelte, so hatten doch die Ereignisse einen tiefen Eindruck auf sie gemacht.

Nachts aus dem Schlaf aufgeschreckt, mußten sie durch einen Türspalt mit ansehen, wie Gendarmen die Mutter fortführten. Gleichzeitig gab es drüben im Parteienhaus Streit und Geschrei. Sie hörten das Aufbegehren Herrn Glöckls und das Weinen seiner Frau, dem erst die ruhig mahnende Stimme des Zahlmeisters ein Ende machte. Und hier am Fenst. stand Marei in flüchtig übergeworfenen Kleidern, hielt sich mit beiden Händen den Kopf und starrte mit weitaufgerissenen Augen zitternd und totenbleich hinab, als sähe sie dort ein unbegreifliches Nachtgespenst sein schauerliches Wesen treiben.

Erst die Stille, die nun eintrat, und das nun beginnende klägliche Weinen der Kinder weckte sie aus ihrer Erstarrung. Dann kam es noch schlimmer. Frau Mily Glöckl stand plötzlich im Zimmer neben Marei. Auch sie war nur notdürftig mit Rock und Jacke bekleidet und weinte und schrie immerzu: „So ein Unglück! Nein, so ein Unglück! Aber glaub's nur um Gotteswillen nicht, Marei, was sie sagen vom Konrad und deiner Schwester! Es ist ja nicht wahr! Alles erfunden und erlogen! Er hat immer nur dich gern gehabt!"

Anfangs hörte Marei gar nicht hin. Dann fragte sie plötzlich: „Was ist nicht wahr?" Worauf Frau Mily eifrig und leise zu reden begann, so schnell, daß die angstvoll lauschenden Kinder nicht verstehen konnten.

Auf einmal war sie wieder fort. Marei aber fiel mit ächzendem Laut zu Boden. Eine Weile standen die Kinder starr. Dann stießen sie sie leise an. Sie regte sich nicht. Da schrie Gretlein gellend auf:

„Sie ist tot! Tot! Stina — die Marei-Tant ist tot!" Worauf Stina erschrocken herbeieilte, Marei auf ihr Bett trug und den Kindern unwirsch befahl, still zu sein.

So wurde es Tag. Marei lag nun mit offenen Augen im Bett. Ihr Blick war immerzu auf einen Punkt draußen am trüben Morgenhimmel gerichtet. Stina kochte das Frühstück. Dann kam Onkel Bastl. Aber er hatte keine Zeit für die Kinder. Erst sprach er lange mit Stina, dann ging er hinab und rief im Hof Knechte und Mägde zusammen.

Die Kinder tranken still ihre Milch und schlichen wieder in Mareis Stube. „Marei-Tant? Liebe Marei-Tant", sagte Gretlein leinmal, an das Bett tretend und schüchtern über Mareis schlaff daliegende Hand streichelnd.

Aber Marei schien weder zu hören noch zu fühlen. Sie rührte sich nicht. Da drückten sich die Kinder scheu in einen Winkel und blieben dort, nur zuweilen leise flüsternd, hocken. Endlich kam Stina wieder herein. Sie warf einen unruhigen Blick auf Marei und sagte: „Willst nicht aufstehn, Marei? Schau — es geht schon bald auf Mittag!"

Ohne die Frage zu beantworten griff Marei plötzlich angstvoll nach der braunen Hand der Alten. Ihre Augen richteten sich in brennender Glut auf die Magd.

„Stina — du warst ja immer um sie — hast du je bemerkt, daß sie und der Zahlmeister . . . die Mili sagt . . . . nein, die Leute, die Leute . . . ." stammelte sie tonlos.

Stina strich ihr in unbeholfenem Mitleid das feuchte Blondhaar aus der Stirn. „Nein, Marei, nie habe ich was bemerkt. Und es war auch nie etwas zwischen ihnen! Glaub's nicht, was sie ihnen da jetzt aufbringen wollen. Die Leute sind halt so viel schlecht!"

Ein tiefer Atemzug hob die Brust des jungen Mädchens. „Die Leute sind so schlecht . . . ." wiederholte sie mechanisch. „Das hat auch er gesagt . . . ."

Stina fuhr ärgerlich fort: „Streng und scharf war sie schon, die Frau! Manchmal auch ein bisserl hart, aber daß sie je was Sündhaftes getan hätte, das nicht! Weder am Großvater noch mit dem Zahlmeister. Dafür verpfände ich gleich selber meine Ehr'! Aber weil die beiden halt stolz waren und sich nicht mit jedermann gemein machten, darum sind sie ihnen aufsässig! Sollst gar nicht hören auf das garstige Gerede, Marei!"

Marei antwortete nicht. Aber ihr Atem wurde ruhig, und ihr Gesicht bekam wieder Farbe. Wie wenn zwischen den trüben Regenwolken draußen auf einmal die Sonne erschienen wäre, so tauchte in dem Dunkel dieses jammervollen Tages eine Erinnerung in ihr auf: „Ich hab' dich lieb, Marei, daran halte fest! Das denk' und sonst nichts! — nichts!" so hatte er vor wenigen Tagen zu ihr gesprochen. Schon ahnend vielleicht, daß sie bald einen festen Stab brauchen würde, an dem ihre zitternde Liebe sich klammern konnte. „Ich hab' dich lieb, das denk' und sonst nichts."

Ja — daran wollte sie sich nun halten! Mit keiner Wimper mehr zucken, wenn die Flut schmutziger Verdächtigungen an ihrem Ohr vorüberrauschte.

Das andere, daß er irgendwie beteiligt sei an dem Mord — das war ja so albern, daß es ihre Gedanken kaum ernstlich beschäftigen konnte.

Achtes Kapitel.

Doktor Blomberg, der die Voruntersuchung im Falle Brintner führte, ging in seinem Bureau auf und nieder. Was sollte er eigentlich denken von der Sache? Hatte er sich übereilt, als er die drei, gegen welche sich die Volksstimme erhob, verhaften ließ? Je weiter die Untersuchung vorwärts schritt, desto verwirrter schien ihm die Angelegenheit zu werden. Und anfangs schien alles so klar! Da war dieser alte Mann, der im Ausgeding lebte, sich mit Sohn und Schwiegertochter schlecht vertrug und ihnen offenbar im Wege war. Er besaß ein bedeutendes Barvermögen, aus das sie warteten. Gerüchtweise verlautete, daß er wieder heiraten wollte, wodurch das ersehnte Geld in fremde Hände gekommen wäre. Diese Tatsachen ergaben einen Anhalt für das Motiv. Wenn der Alte starb, erbten die Jungen, und die Heirat wurde verhindert. Aber die Hausdurchsuchung hatte nichts ergeben. Die Indizien beschränkten sich auf Gerüchte. Diejenige, die den ersten Verdacht gegen Andres Brintner ausgesprochen hatte, war die Frau, die der Alte angeblich heiraten wollte, und sie mußte schon bei der ersten Vernehmung zugeben, daß dieser Verdacht nur eine persönliche Vermutung war, gestützt auf die Klagen des Ermordeten. Und dann kam die überraschende Beschuldigung des Mannes gegen die eigene Frau. Justina Brintner machte einen kalten, verschlossenen Eindruck, wodurch ihre Unbeliebtheit bei den Leuten erklärlich wurde. Aber nachweisen hatte man ihr bisher nichts können, nicht einmal den kleinsten Widerspruch in ihren Aussagen.

Der Zahlmeister Ferchner vollends machte den Eindruck eines Menschen, den nur böswilliges Gerede in einen solchen Verdacht hatte bringen können. Bei ihm fehlte sogar ein Motiv zur Tat, und es war bisher nicht möglich gewesen, auch nur herauszubringen, wer seinen Namen mit Justina Brintners in Verbindung gebracht hatte.

Bis zum Tage des Mordes hatte kein Mensch von einem Liebesverhältnis der beiden etwas gemerkt oder gemunkelt. Beide waren nur verhaftet worden auf die Angaben des jungen Brintner. Der aber —

Die Miene Doktor Blombergs wurde immer nachdenklicher. Gestern hatte ihm der Zellenaufseher gemeldet, daß Andres Brintner fortwährend dummes Zeug rede und behauptete, die Zelle sei voll schwarzer kleiner Männchen, vor denen er sich nicht retten könne.

Der Gefängnisarzt sprach von Psychose, Säuferwahnsinn und den möglichen Wirkungen der plötzlichen Alkoholentziehung. Aber er gab zu, daß es sich auch um Simulation handeln könne. Vielleicht reuten ihn seine Beschuldigungen, und der Ausruf seiner Frau bei der Konfrontation: „Er ist ja närrisch geworden," hatte wie ein Stichwort gewirkt, ein Fingerzeig, in welcher Weise er seine Geständnisse abschwächen könne.

In dieser Lage schien es dem Untersuchungsrichter vor allem wichtig, das Gerücht über die angeblichen Heiratsabsichten des Ermordeten sicherzustellen.

Erwies es sich als wahr, dann wuchs mit der Feststellung dieser Tatsache, die als starkes Motiv zur Tat gelten mußte, die Wahrscheinlichkeit der Tatverschaft für das Brintnersche Ehepaar. Aus diesem Grunde hatte er heute bereits eine Reihe von Zeugen vernommen. Ihre Aussagen lauteten sehr verschieden. Die Kellnerin Rosa Werndl aus der „Sonne" blieb sehr bestimmt bei ihrer ersten Angabe, sie habe es mit eigenen Ohren gehört, wie der alte Brintner ihrer Frau einen Antrag gemacht habe. Andere Bedienstete des Hotels sprachen nur von „Vermutungen" und „Wahrscheinlichkeit."

Justina Brintner gab zu, das Gerücht auch gehört zu haben, erklärte aber sehr bestimmt, sie habe ihm keinerlei Bedeutung beigemessen, sondern es bloß als „Tratsch" betrachtet. Ihrer Meinung nach sei der Schwiegervater nur darum so viel in der „Sonne" gesessen, weil er leider ebenso wie sein Sohn eine Vorliebe für das Trinken gehabt habe.

Dies wurde von anderer Seite ebenso bestimmt in Abrede gestellt. Der alte Brintner sei lange Jahre Bürgermeister in Kalkreut gewesen und als solcher im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses, und kein Mensch habe ihn je betrunken gesehen. Im Gegenteil, er sei ein sehr mäßiger, nüchterner Mann gewesen.

Wer hatte nun recht? Der Untersuchungsrichter war so vertieft in Nachdenken, daß er beinahe die Meldung seines Bureaudieners überhörte, die vorgeladene Antonie Maibach sei draußen. Auch Frau Kreibig und ihr Bruder warteten bereits, und er habe letztere, dem erhaltenen Auftrag gemäß, in ein besonderes Gemach geführt. „Schön. Dann führen Sie also die Maibach zuerst vor, Ziegler."

Toni erschien, tiefschwarz gekleidet, sehr bleich, mit niedergeschlagenen Augen. Sie gab ihre Aussagen mit ruhiger, fester Stimme ab.

„Nein, getrunken hätte der Vater bestimmt nie. In die „Sonne" sei er wohl zumeist nur aus alter Gewohnheit gegangen, vielleicht auch, um sich bei Frau Kreibig, die er seit ihrer Mädchenzeit kenne, auszureden. „Fanden Sie nichts auffälliges in diesem häufigen Verkehr?" — „Durchaus nicht. Der Vater war auch zu Lebzeiten Herrn Kreibigs täglicher Gast in der „Sonne." Er war Trauzeuge bei Herrn Kreibigs Hochzeit, sein Freund und auch ein Jugendfreund des früheren Besitzers, Herrn Foreggers." — „Ah, die „Sonne" gehörte Kreibigs Schwiegervater? Aber da war doch ein Sohn, der jetzt Geschäftsleiter dort ist! Warum erbte der nicht die Wirtschaft, sondern sein Schwager?"

Ein schwaches Rot stieg in Toni Maibachs blasses Gesicht. „Valentin Foregger hatte früher keine Freude zum Wirtegeschäft. Er war als junger Bursche nach Amerika gegangen und man hörte lange nichts mehr von ihm. Sein Erbteil bekam er in Geld. Erst nach seines Schwagers Tod kehrte er nach Kalkreut zurück, um der Schwester eine Stütze zu sein." — „Er scheint ein sehr tüchtiger Mann." — „Das ist er! Ohne ihn wäre die „Sonne" nicht so rasch aus einem einfachen Landgasthof geworden, was sie heute ist!" — „Sie verkehren mit den Geschwistern?" — „Ja . . . ." — „Welchen Eindruck haben Sie von Frau Kreibig?" — „Sie ist eine tüchtige, charaktervolle Frau." — „Ist sie gefallsüchtig?" — „Durchaus nicht." — „Meinen Sie, daß sie mit der Absicht umging, wieder zu heiraten?" — „Das glaube ich nicht. Wenn sie es hätte wollen, würde sie es längst getan haben. Ihr Mann ist drei Jahre tot, und an Bewerbern hat es sicher nie gefehlt."

„Die Fama behauptet, auch Ihr Vater habe zu diesen Bewerbern gezählt. Haben Sie etwas Derartiges bemerkt?"

„Nie! Ich erfuhr davon erst nach seinem Tode und bin überzeugt, daß es nur albernes Gewäsch ohne jede tatsächliche Grundlage ist." — „Das behauptet auch Ihre Schwägerin." Toni Maibach schwieg. Der Untersuchungsrichter sah sie scharf an.

„Wissen Sie, daß es Frau Kreibig war, die den ersten Verdacht auf Ihren Bruder warf?" — „Man hat es mir erzählt." — Was halten Sie davon?"

„Ich weiß es nicht. Ich war zur Zeit der Tat nicht daheim und halte mich auch sonst fern von jedem Verkehr, um nicht in Streitigkeiten und Tratschereien verwickelt zu werden."

„Warum haben Sie dann den Brintnerhof gleich nach dem Leichenbegängnis verlassen? Wissen Sie nicht, daß dies in den Augen der Leute als eine stillschweigende Verurteilung Ihres Bruders ausgelegt wird?"

„Daran habe ich nicht gedacht. Ich wollte nur allem Gerede aus dem Wege gehen. Auch habe ich Rücksichten auf mich selbst zu nehmen." — „Das heißt, Sie wollen abwarten, wie die Sache mit Ihren Verwandten ausgeht?" — „Ja."

Nach Toni Maibach wurde Valentin Foregger gerufen. Toni stutzte, als sie im Hinausgehen den Namen hörte, und wurde rot, als sie dem Träger desselben im Vorgemach unerwartet gegenüberstand.

Mit aufleuchtendem Blick wollte sie auf ihn zueilen, er aber prallte bei ihrem Anblick zurück. Blässe überzog für einen Moment sein Gesicht, dann zog er stumm den Hut und eilte wie ein Fremder an ihr vorüber. Mit großen Augen blickte sie ihm finster nach. Was sollte das bedeuten? Seit wann wollte er sie nicht mehr kennen? Dann schoß ihr das Blut ins Gesicht, und sie warf den Kopf trotzig zurück. Schämte er sich ihrer Beziehungen vielleicht plötzlich, seit seine Schwester die Ihren ins Gefängnis gebracht? Er hielt ja immer sehr auf seinen guten Ruf bei den Leuten.

Ah — aber das brauchte Toni Maibach sich doch nicht gefallen zu lassen. Da hatte sie auch noch ein Wort mitzureden. Nun hatte sie ihr Erbteil, auf das sie beide immer ihre stillen Hoffnungen gesetzt und Pläne gebaut hatten! Sie beschloß, ihn hier zu erwarten. Im Bureau des Untersuchungsrichters beantwortete der Geschäftsleiter indessen die ihm vorgelegten Fragen.

Nein, er hatte nie etwas bemerkt von einem Liebesverhältnis seiner Schwester mit dem Ermordeten. Brintner war einfach Stammgast in der „Sonne" gewesen, nichts weiter. Die Vermutungen der Kellnerin seien Gewäsch. Wer weiß, was die Person sich einbildet, gehört und gesehen zu haben. Ob er etwas dagegen hätte, wenn seine Schwester Brintner hätte heiraten wollen? Durchaus nicht. Wie hätte er denn können, da sie doch ihre eigene Herrin und er von ihr abhängig sei?

Ob er an den von ihr gegen die jungen Brintners erhobenen Verdacht glaube? Keineswegs! Er sei vielmehr im Gegensatz zur herrschenden Stimmung fest überzeugt, daß sie ganz unschuldig seien, und daß das Verbrechen von einem Ortsfremden begangen wurde.

„Ein solcher konnte trotz sofortiger Streifungen nirgends entdeckt werden," wandte Doktor Blomberg ein. „Auch deuten die vielen Stichwunden auf persönlichen Haß hin."

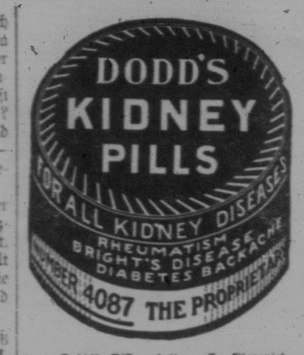
Valentin zuckte die Achseln. „Ich könnte mir ganz gut denken, daß irgend ein zufällig vorübergehender Stromer durch einen Spalt im Vorhang Licht drinnen sah und ihn beim Geldzählen beobachtete. Er soll das ja mit Vorliebe getan haben. Dadurch wurde die Habsucht des Fremden geweckt, er stieg durch das Fenster ein, überfiel Brintner, dieser wehrte sich, und so mag wohl in dem Angreifer auch der Haß aufgeflammt sein, der für den Augenblick alle anderen Gefühle überwog."

Der Untersuchungsrichter nickte. „Möglich wäre es ja. Immerhin spricht gegen die Angeklagten sehr vieles." Dann entließ er Valentin Foregger. Ziegler wurde angewiesen, Frau Kreibig hereinzuführen. Als Valentin das Vorgemach betrat, wandte sich vom Fenster Toni Maibach ab und trat auf ihn zu. „Auf ein Wort — Herr Geschäftsleiter!" — Peinlich überrascht sah er sie an. „Du — Sie sind noch hier?" — „Ja. Ich wartete auf Sie."

In diesem Augenblick erschien Frau Berta, von Ziegler geleitet. Auch sie schien peinlich berührt von Tonis Anwesenheit, grüßte steif und trachtete, rasch an ihr vorbeizukommen.

„Ich warte usten auf dich, Berta," flüsterte ihr ihr Bruder hastig zu und folgte dann Toni, die stumm die Treppe hinabstieg.

(Fortsetzung folgt.)



Dodd's Pillen heilen alle Nierenleiden, Rheumatismus, Nierenschwindsucht, Zuckerkrankheit und Rückenschmerzen. Dodd's Kidney Pills werden zu 50c pro Schachtel oder sechs Schachteln für $2.50 bei allen Händlern verkauft, oder der The Dodds Medicine Co., Toronto, Ont.

Painkiller
(PERRY DAVIS)

Das große canadische Heilmittel

Nehmt es als eine Medizin — ein Teelöffel voll in einem Glas Wasser oder Milch bei Erkältung, Frostgefühl, Grippe, Krämpfen, Durchfall.

Reibt es ein als Liniment bei Verletzungen, Verrenkungen, Wunden und Stichen, Rheumatismus, entzündeten Gliedern, Halsschmerzen.

Es lohnt sich immer

Painkiller
(PERRY DAVIS)

im Hause zu behalten und auf Reisen mitzunehmen.

Preis 50c per Flasche, größere Flasche $1.00.

Hergestellt nur von

DAVIS & LAWRENCE MONTREAL, QUE.

Auch zu haben bei

Deutsches Buch- und Musikgeschäft

1708 Rose Str. Regina, Sask.

Bestellzettel

Bitte senden Sie Geld, insbesondere Bargeld, der Sicherheit halber nur per eingeschriebenen Brief. Noch besser ist es „Money Orders" oder „Postal Notes" zu benützen.

An „Der Courier"

Regina, Sask.

1835 Halifax Str.

Beiliegend übersende ich Ihnen:

für den „Courier": Bezahlung bis zum 1. Januar 1925 ..... $.....

dazu Vorausbezahlung bis zum 1. Januar 1926 $ 2.50

Zusammen ..... $.....

Mein Name ist .....

Meine Post Office Adresse ist .....

Datum .....

Die alte zuverlässige

CUNARD LINE CANADIAN SERVICE

Eine der ältesten und größten Schiffahrtsgesellschaften

Schiffskarten. — Sie wollen für Ihre Freunde und Verwandten die beste Ozeanverbindung

Kaufen Sie deshalb die Schiffskarten von der Cunard Linie.

Sie wollen auch, daß Ihren Freunden und Verwandten alle Hilfe zuhause und unterwegs zukommt

Kaufen Sie deshalb die Schiffskarten von der Cunard Linie

Sie wollen auch sicher sein, daß Ihre Angehörigen schnellstens hier ankommen. Dies wird ermöglicht durch die Cunard Büros in Deutschland, Polen, Rußland, Czecho-Slovakia, Rumänien und Ungarn, und öfterer Abfahrt großer, schneller und neuer Dampfer nach Canada.

Kaufen Sie deshalb die Schiffskarte von der Cunard Linie

Unsere Bedienung fängt an, wenn Sie die Schiffskarte kaufen und hört auf, wenn der Passagier in Canada angekommen ist.

Diese vollständige Bedienung kostet nicht mehr.

Geldüberweisungen nach Europa

Wenn durch die Cunard Linie gesandt, kommt es sicher an und wird in amerikanischen Dollars ausgezahlt. Sicherheit des Geldes garantiert.

Um weitere Auskunft spreche man bei unserm Agenten vor oder schreibe man in eigener Sprache an

CUNARD LINE 270 MAIN ST. WINNIPEG